

*Für Jacques Menasche, der mich gelehrt hat,  
dass es nicht nötig ist, tapfer zu sein.  
Und der mir dann gezeigt hat,  
wie man tapfer ist.*

**David Menasche**

**David's  
Liste**  
**Was bleibt,  
wenn ich gehe**

Aus dem Englischen  
von Ulrike Strerath-Bolz

**KNAUR**   
MENSSANA

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2014  
unter dem Titel »The Priority List: A Teacher's Final Quest to  
Discover Life's Greatest Lessons« bei Touchstone.

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.mens-sana.de](http://www.mens-sana.de)



© 2014 David Menasche

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2014 Knaur Verlag

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –  
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Carlo Günther

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: FinePic®, München

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-65738-6

2 4 5 3 1

# Prolog

Bei seiner Abschiedsrede im Yankee-Stadion, kurz nachdem er im Alter von sechsunddreißig Jahren erfahren hatte, dass sein Leben bald zu Ende gehen würde, sagte der große Lou Gehrig: »Ich halte mich heute für den glücklichsten Mann auf Erden.«

Das tue ich auch, und ich bin es.

Ich war etwa genauso alt wie Lou, als ich 2006, auf dem Höhepunkt meines Schaffens als Lehrer, mit der Diagnose konfrontiert wurde, dass ich einen Gehirntumor hatte und nur noch wenige Monate leben würde. Jetzt, sieben Jahre später, sitze ich hier in meinem Zuhause in New Orleans, verkrüppelt und fast blind. Und ich bin glücklich, dass ich immer noch die Schönheit der rosafarbenen Magnolien vor meinem Fenster genießen kann, dass ich meine Lieben wahrnehmen und mit meinen Freunden lachen kann. Und dass ich die Chance habe, meine Geschichte mit Ihnen zu teilen.

Ich bin realistisch. Es gibt keinen Grund, warum ich noch am Leben sein sollte. Die Krankheit lässt mich nie vergessen, dass sie und nicht ich diesen Kampf gewinnen wird. Ich weiß, der Krebs wird sich durchsetzen, und zwar eher früher als später.

Aber während mein Sehvermögen sich immer mehr verschlechtert und meine Welt dunkler wird, während meine Arme schwächer werden, so dass ich bald die Gabel nicht mehr zum Mund werde heben können,

und während meine Beine unter mir dahinwelken, habe ich beschlossen, das bisschen Zeit, das mir noch bleibt, auf die einzige Weise zu nutzen, die ich kenne: mit Freude.

Ich kann keine Schulklasse mehr herumkommandieren, wie ich es früher getan habe. Aber ich hoffe, indem ich meine Erfahrungen und die Lektionen mit anderen Menschen teile, besonders die Lektionen des Sterbens, kann ich sie an die Kostbarkeit des Lebens erinnern. Ich habe das nie mehr geschätzt als jetzt, da mir nur noch so wenig Zeit bleibt.

Und so will ich noch einmal ein paar Worte aus der Abschiedsrede des großen Baseballhelden zitieren:

»Abschließend will ich sagen: Das Ende war heftig, aber ich habe unglaublich viel, für das es sich zu leben lohnt.«

Und genau das werde ich tun bis zu meinem letzten Atemzug.

# 1

Mein linkes Ohr summt. Ich dachte nicht viel darüber nach, fand es nur störend wie die lästigen Schnaken, die einem um den Kopf schwirren wie ein Kettenkarussell im Vergnügungspark. Allerdings war das Summen in meinem Kopf. Ich versuchte es zu ignorieren, bis sich eines Tages, einige Monate nachdem es angefangen hatte, das Geräusch in ein Zittern verwandelte, das von meinem Gesicht an der linken Körperseite hinunterlief, bis zu meinen Zehenspitzen. »Langsam solltest du zum Arzt gehen, Menasche«, sagte ich zu mir. Paula besorgte mir einen Termin. Sie war in unserer Ehe fürs Organisatorische zuständig. Ohne Paula wären irgendwann die Lichter ausgegangen, ohne dass ich überhaupt bemerkt hätte, dass die Stromrechnung nicht bezahlt ist.

Ich ging zu meinem Hausarzt, der mich zu einem HNO-Typen schickte, der seinerseits meinte, ich sollte mal zum Neurologen gehen. Der Neurologe hieß Dr. Paul Damski. Er war noch jung, nicht viel älter als ich mit meinen vierunddreißig Jahren. Und er war eher kühl und sehr direkt. Genau das Richtige für mich. Ich hoffte, er würde meine Symptome auf einen eingeklemmten Nerv oder einen nervösen Tick zurückführen, aber stattdessen ordnete er einen ganzen Schwung Untersuchungen an, alle mit irgendwelchen Abkürzungen als Namen. EEG. EKG. CAT. MRT. Ich war

unheimlich erleichtert, als bei den ersten dreien nichts herauskam. Der letzte, der MRT – Magnetresonanztomograph – würde mit Sicherheit ein Ergebnis zeigen, meinte Dr. Damski. Ich würde ein paar Tage darauf warten müssen. Niemand wartet gern, und da bin ich keine Ausnahme. Also konzentrierte ich mich in der Zwischenzeit auf etwas, das mich gut ablenken würde: Ich stürzte mich in die Arbeit.

Die Coral Reef Senior High wird aus gutem Grund als Mega-Magnet-Schule in Miami bezeichnet. Schüler von überall her wetteifern darum, einen Platz an einer ihrer sechs den Abschluss vorbereitenden Akademien zu bekommen: Internationales Abitur, Agrarwissenschaft und Technik, Wirtschaft und Finanzwesen, Recht und Politikwissenschaft, Gesundheit, Bildende und Darstellende Kunst. Die Plätze werden allerdings ausgelost, mit Ausnahme der Bildenden und Darstellenden Kunst, wo es ein heiß umkämpftes Auswahlverfahren gibt. Wenn all diese hoffnungsvollen jungen Künstler da sind, ist die Atmosphäre ungefähr so wie in dem Film *Fame – Der Weg zum Ruhm*. Die Mädchen und Jungen sind auf den Fluren damit beschäftigt, ihre Songs oder Tanzschritte noch mal zu üben. Sobald man sie sah, konnte man gar nicht anders, als gute Laune zu bekommen. Bis ich krank wurde, ließ ich keinen Tag aus.

Ich war seit der Eröffnung der Schule im Jahr 1997 dabei. Es war meine erste Stelle als Lehrer gewesen, und mit meinen fünfundzwanzig Jahren war ich damals nicht viel älter als meine Schüler. Den größten Teil meiner sechzehn Jahre dort unterrichtete ich Englisch in der elften Klasse, für die Schüler mit besonders guten Leistungen und diejenigen, die sich im Voraus fürs College bewarben. Ich genoss es, diese Fünfzehn-

und Sechzehnjährigen zu erleben, die mit ihren ersten größeren Lebensentscheidungen kämpften – ihrer Berufswahl, ihren Beziehungen, der Frage, wo sie leben wollten, auf welches College sie gehen wollten und welche Fächer sie wählen würden. Und gleichzeitig lernten sie Autofahren, sammelten erste Erfahrungen mit Jobs, experimentierten mit Drogen, Alkohol, Sex, suchten nach Identität und Freiheit. Für die Kids ist das eine geradezu transzendente Zeit. Und seltsamerweise haben die meisten von ihnen, trotz beginnender Unabhängigkeit, von der sie gar nicht genug bekommen können, von der Schule noch nicht die Nase voll. Ich empfand es als große Ehre, an ihrer Verwandlung teilhaben zu dürfen.

Meine Klassentür stand immer offen, so signalisierte ich ihnen, dass ich nicht einfach nur ein Lehrer wie alle anderen sein wollte. In der Regel hingen zur Mittagszeit bis zu einem Dutzend Schüler im Klassenzimmer herum. Oft übten sie irgendwelche Texte, sangen oder tanzten, spielten Geige oder Gitarre. Und wenn nicht gerade jemand hereinkam und über einen Freund oder eine schlechte Note heulte – was eigentlich eher vor oder nach dem Unterricht vorkam –, war es eine glückliche Umgebung.

Und so war es auch an dem Tag, an dem ich meine Diagnose bekam.

Es war am Tag vor Thanksgiving, meinem Lieblingsfeiertag. Ich saß mit meiner Lieblingskollegin Denise Arnold an meinem Schreibtisch. Denise unterrichtete ebenfalls Englisch, allerdings die älteren Schüler. Denise ist sehr zierlich und isst wie ein Spatz. Wenn überhaupt, dann knabberte sie M&Ms aus der Tüte, die immer in ihrem Schreibtisch lag. Treusorgend, wie ich nun einmal bin, kaufte ich mittags immer irgendetwas

Gesundes und versuchte sie zu ein paar Bissen zu verführen. An diesem Tag teilten wir uns einen Salat aus der Cafeteria und machten Witze darüber, dass wir unheimliches Glück gehabt hatten: In dem Plastikbehälter mit welchem Eisbergsalat und matschigen Croûtons waren auch ein paar Gurkenstückchen zu finden. Schüler drängelten rein und raus. Noch während dieses Mittagessens klingelte mein Handy mit dem Klingelton aus dem alten Mario-Brothers-Videospiel. Ich klappte es auf und sah die Nummer meines Arztes auf dem Display.

»Hallo?«, sagte ich und stand auf.

»Hier spricht die Sprechstundenhilfe von Dr. Damski«, sagte die Stimme am anderen Ende der Leitung mit klagendem Ton. »Ihre Untersuchungsergebnisse sind da.«

Ich bin wohl ziemlich optimistisch veranlagt – jedenfalls denke ich immer, alles wird in Ordnung gehen. »Oh«, sagte ich fröhlich. »Großartig! Wie sieht's aus?«

Sie zögerte gerade so lange, dass mein Herz ein wenig zu zittern begann. »Nein«, sagte sie dann, »Sie müssen in die Praxis kommen. Und bringen Sie jemanden mit, kommen Sie nicht allein.«

Es fühlte sich an, als hätte sie mir in den Bauch getreten. »Ich bin in der Schule und kann erst später kommen«, sagte ich.

Die Angst spielt echt komische Spiele mit unserem Kopf. Als ich ihr sagte, ich könnte nicht sofort kommen, hoffte ich wohl irgendwie, ich könnte das Ergebnis beeinflussen – indem ich an der Normalität meines Lebens vor diesem Anruf festhielt. Als würde die Sprechstundenhilfe dann sagen: »Oh, kein Problem, wir können das auch ein andermal erledigen.« Aber das tat sie nicht.

»Machen Sie sich keine Gedanken wegen der Zeit«, sagte sie stattdessen. »Der Doktor bleibt da.«

Ein zweiter Tritt in den Bauch, diesmal mit Spikes an den Schuhen.

»In Ordnung«, sagte ich.

Ich klappte mein Telefon zu und drehte mich zu Denise um. Sie saß da, mit offenem Mund und erwartungsvoll aufgerissenen Augen. »Meine Untersuchungsergebnisse sind da«, sagte ich. »Sie sagen, ich muss in die Praxis kommen, um darüber zu reden. Das klingt nach schlechten Nachrichten.«

Sie sah mich ruhig an. »Es wird alles gutgehen, David«, sagte sie. »Das weiß ich. Komm schon! Du bist doch doch unbesiegbar.«

Ich weiß nicht mehr, wie ich meinen Nachmittagsunterricht überstanden habe. Ich erinnere mich an Momente, in denen ich so eingenommen war in die Diskussionen mit meinen Schülern, dass ich den Arzt ganz und gar vergaß. Als der Unterricht aus war, ging ich mit Denise zum Parkplatz. Wir sprachen über das, was mir möglicherweise bevorstand und wie ich damit umgehen würde. Vor meinem Auto angekommen, drehte ich mich zu ihr um und sagte: »Das ist das letzte Mal, dass alles ganz normal ist.« Hätte ich doch nur die Zeit anhalten können!

Ich setzte mich hinters Lenkrad, drehte das Radio auf und fuhr Richtung Norden, den Palmetto Expressway entlang, um meine Frau abzuholen. Paula war Geschichtslehrerin an einer anderen Highschool in Miami. Sie konnte nicht Auto fahren, also brachte ich sie immer zur Schule und holte sie wieder ab. Das war unsere tägliche Routine. Und wie immer wartete sie vor der Tür, als ich ankam. Sie sprang auf den Beifahrersitz, ich drehte die Musik leiser und erzählte ihr, was los war.

Sie versuchte ruhig zu bleiben, aber sie war ganz offensichtlich genauso panisch wie ich.

Die Fahrt zum Arzt schien ewig zu dauern, aber für mich ging alles zu schnell. Ich dachte die ganze Zeit, je länger ich es aufschieben könnte, seine Diagnose anzuhören, desto länger könnte ich auch so tun, als wäre alles in Ordnung. Mein Mund war staubtrocken, mein Magen wie verknotet. Paula versuchte ein bisschen von ihrem Tag zu erzählen, und ich war ihr dankbar dafür, aber ich hörte nicht richtig zu. Ich nickte nur immer wieder. Und versuchte zu atmen.

Wie versprochen, war Dr. Damski noch da, als wir in der Praxis ankamen. Die Sprechstundenhilfe zeigte uns den Weg zu seinem Sprechzimmer, ohne Blickkontakt aufzunehmen. Die Tür stand offen. Dr. Damski saß hinter seinem Schreibtisch, als Paula und ich hereinkamen. Seine braunen Haare waren kürzer geschnitten als beim letzten Mal, und er trug einen weißen Arztkittel und ein Stethoskop um den Hals. »Nehmen Sie doch bitte Platz«, sagte er und deutete auf die beiden dunkelgrün und braun bezogenen Kunstlederstühle vor seinem Schreibtisch. Dann sprach er in medizinischen Begriffen mit uns, die ich überhaupt nicht verstand. Multiformes Glioblastom? Ich konnte das nicht mal fehlerfrei aussprechen, geschweige denn verstehen, was damit gemeint war. »Okay«, sagte Dr. Damski. »Ich zeige es Ihnen.«

Hinter ihm war ein großer Computermonitor angebracht, auf dem ein drohendes Bild zu sehen war. Für mich sah es aus wie ein Rorschachtest: eine große, schwarz-weiß-graue Masse. Der Arzt drehte sich zu dem Monitor um und deutete darauf. »Das ist Ihr Gehirn«, sagte er sachlich. Ich rückte meinen Stuhl zu recht, um besser sehen zu können, und Paula stand auf

und stellte sich hinter mich. Ich hatte keine Ahnung, was ich da sah. Er deutete auf eine weiße Masse vor grauem Hintergrund. Für mich sah es aus wie ein Bild im Wetterbericht, ein Hurrikan auf dem Doppler-Radar. Der Hurrikan in meinem Kopf sei ein Tumor, sagte er. Das war deutlich genug, dennoch hatte ich tausend Fragen. Der Lehrer in mir gewann die Oberhand.

»Und was heißt das?«, fragte ich. »Ist er gutartig?«  
Man kann's ja mal versuchen.

Dr. Damski legte sein Clipboard und seinen Stift weg und sah mir fest in die Augen. Dabei rutschte er unruhig auf seinem Stuhl hin und her. »Es gibt keine gutartigen Gehirntumore«, sagte er.

»Ist es Krebs?«

»Ja, es ist Krebs.«

Er hätte mir ebenso gut direkt in den Solarplexus hauen können. Ich bekam keine Luft mehr, fühlte mich wie ausgehöhlt. Als er den Schrecken in meinem Gesicht sah, versuchte er, seinen Schlag ein wenig abzumildern. »Aber wir wissen noch nicht viel, David«, erläuterte er. »Wir brauchen eine Biopsie.«

»Wozu?«, fragte ich ihn. Er hatte doch schon gesagt, dass es Krebs war.

»Wir brauchen mehr Informationen«, erwiderte er. »Wir müssen wissen, wie schnell er wächst. Vielleicht ist er ja schon seit zwanzig Jahren da und wächst sehr langsam.«

Okay, dachte ich. Mit einer Biopsie würde ich klar kommen. Ich wusste noch nicht, dass sie mir einen Teil meiner Schädeldecke wegschneiden würden.

»Kann das warten bis zu den Sommerferien?«, fragte ich.

Er verzog den Mund, wie ich es manchmal tat, wenn einer meiner Schüler eine besonders naive Frage stellte.

»Nein, das dauert zu lange«, sagte er.

»Okay, wie sieht es mit den Weihnachtsferien aus? Die sind in einem Monat.«

»Ehrlich gesagt, bin ich nicht sicher, ob Sie so lange durchhalten«, sagte er.

Ich zuckte zurück, als hätte er mir jetzt ins Gesicht geschlagen. Und die Schläge gingen weiter. Ohne Behandlung, sagte Dr. Damski, hätte ich eine Lebenserwartung von etwa zwei Monaten. Ich sah mich in seinem Sprechzimmer um. Die Wände waren in der Farbe von Krankenhauskitteln gestrichen, nur gedämpfter, und als Kunstwerk hing ein Poster mit einer Darstellung von Gehirn und Rückenmark an der einen Wand. Ein Untersuchungstisch aus Edelstahl, mit frischem weißen Papier belegt, stand in der Ecke. Es war alles so kalt und klinisch. Sollte man nicht wenigstens in angenehmer Umgebung gesagt kriegen, dass man demnächst sterben muss? »Wie lange bleibe ich noch ich selbst?«, fragte ich. Aber ich wusste die Antwort schon. Diese Zeit war schon vorbei.

Paula blieb stoisch neben mir stehen, während ich mich praktisch auflöste. Ich entschuldigte mich und lief hinaus auf den Parkplatz, um meinen Bruder anzurufen. Jacques war acht Jahre älter als ich, freier Lektor und Journalist. So hektisch sein Leben auch war, für mich war er immer da. Jacques war mein Fels in der Brandung. Als ich seine Stimme hörte, brach ich zusammen. Ich konnte gerade noch ein paar Worte herauswürgen: »Gehirntumor ..., unheilbar ..., nur noch ein paar Monate zu leben!« Ich war vierunddreißig Jahre alt, verdammt! Ich liebte meinen Job. Ich liebte meine Frau. Ich liebte mein Leben. Das klingt vielleicht alles wie ein Klischee, aber wenn man sein Todesurteil zu hören bekommt, denkt man: *Wie kann das sein?*

*Wann wache ich aus diesem schrecklichen Alptraum auf?*

Und das war es auch, was ich unter Schluchzen zu Jacques sagte. *Wie kann das passieren? Ich habe mir immer Mühe gegeben, ein guter Mensch zu sein. Ich habe versucht, möglichst viel richtig zu machen. Habe ich mir den Kopf angeschlagen? Habe ich was Falsches gegessen?*

»David«, sagte er schließlich. »Du wirst stärker sein müssen als im Moment.« Das war mein Bruder. Kopf hoch, stark sein, tapfer sein. Ich wollte gern so sein, um seinetwillen. Für Jacques, für Paula, für meine Schüler. Ich wollte nicht schwach, machtlos, ohne Kontrolle sein. Ich atmete einmal, zweimal tief durch, und dann kamen von irgendwoher Worte, die ich nie erwartet hätte, aus meinem Mund.

»Keine Sorge, ich hab das drauf«, sagte ich. Es war seltsam, diese Worte zu hören. Aber noch seltsamer war zu wissen, dass es tatsächlich stimmte.

## 2

Nachdem wir uns richtig ausgeheult hatten, fuhren Paula und ich am Vorabend von Thanksgiving zu meinen Eltern. Was für einen Unterschied so eine tödliche Diagnose doch ausmacht. Bis dahin hatte ich Thanksgiving immer kaum erwarten können. Es war mein Lieblingsfeiertag und der einzige, bei dem Mom alle Register zog, das gute Silberbesteck und das feine Porzellan herausholte, sogar die Kristallgläser, die beim Anstoßen so schön klangen. Alle von meiner engeren Familie würden da sein: Mom und Dad, Jacques, seine Frau Tal und ihre Söhne Emanuel und Noah und mein ältester Bruder Maurice mit seiner Frau Michelle und ihren Söhnen Jacques und Zach. In unserer Familie ist seit mehr als dreißig Jahren kein Mädchen mehr geboren worden. Es dauerte immer lange, die Tische aufzustellen, die vom Esszimmer ins Wohnzimmer reichten, damit alle Platz hatten. Und es wurde immer richtig schön. Wie immer kamen gegen fünf Uhr am Nachmittag die Leute allmählich an, und Jacques und ich spielten Barkeeper, während alle dasaßen und sich vor dem Abendessen die Neuigkeiten erzählten. Gegen sieben Uhr gingen wir dann zum Hauptprogramm über, indem immer ein riesiger Truthahn die wichtigste Rolle spielte, mit von allem, was dazugehörte.

Die Fahrt von Miami zum Haus meiner Eltern in Pembroke Pines, einer Wohngegend mit pastellfarbe-

nen Häusern, dauerte etwa vierzig Minuten. Paula lernte gerade Autofahren und durfte mit Begleitung hinters Steuer, und so sehr sie immer versuchte, sich davor zu drücken, diesmal bot sie mir an zu fahren, und ich war froh darüber. Ich hatte beschlossen, stark zu sein, wenn ich meinen Eltern von dem Tumor erzählte. Dennoch graute mir vor dem Gespräch, und ich versuchte, mich darauf vorzubereiten. Ich wusste, Mom würde zusammenbrechen, und das Letzte, was ich wollte, war, ihr den schönsten Tag des Jahres zu versauen.

Jacques und seine Familie waren schon da, als Paula und ich ankamen. Sie waren ein paar Stunden zuvor von New York hergeflogen. Wir saßen alle im Wohnzimmer, und ich dachte mir, dieser Moment wäre so gut wie jeder andere, um meinen Eltern zu sagen, was los war. Bis die anderen Gäste kamen, würde es noch ein paar Stunden dauern, so dass wir alle ein bisschen Zeit haben würden, uns zu erholen. Ich achtete sehr auf meine Körpersprache, weil ich möglichst viel Selbstvertrauen vermitteln wollte. Zurücklehnen, ein Bein über das andere. Die Arme nicht verschränken. Entspannter Blick. Meine Eltern saßen auf dem kleinen Sofa mir gegenüber. Sie würden demnächst ihren siebenundvierzigsten Hochzeitstag feiern und saßen immer noch so dicht nebeneinander!

»Übrigens«, sagte ich so lässig, als würde ich über das lokale Wetter sprechen, »habe ich die Ergebnisse des MRT von Dr. Damski bekommen.«

Das Gesicht meiner Mutter erstarrte.

Tal, die spürte, dass es jetzt ernst wurde oder schon von Jacques informiert worden war, stand auf und holte die Jungs. Im ersten Moment dachte ich, mit ihren acht und elf Jahren wären sie zu jung, um zu hören, was ich zu sagen hatte. Aber andererseits war die Gegen-

wart meiner Neffen ein Grund mehr für mich, einen klaren Kopf zu bewahren und den anderen Sicherheit zu vermitteln.

»Und was hat er gesagt?«, fragte meine Mutter.

Ich sah die Angst in ihren Augen und hätte am liebsten losgeheult. Aber das hätte genau das Gegenteil von dem bewirkt, was ich vorhatte. Stattdessen sprach ich nach, was der Arzt mir gesagt hatte, in demselben medizinischen Jargon, den ich nicht verstanden hatte, später aber auf Wikipedia nachgelesen hatte: »Das Glioblastom (auch Glioblastoma multiforme) ist der häufigste bösartige hirneigene Tumor bei Erwachsenen. Das Glioblastom weist feingewebliche Ähnlichkeiten mit den Gliazellen des Gehirns auf und wird aufgrund der sehr schlechten Prognose nach der WHO-Klassifikation der Tumore des zentralen Nervensystems als Grad IV eingestuft. Die Behandlung besteht in operativer Reduktion der Tumormasse, Bestrahlung und Chemotherapie.« Den nachfolgenden Teil ließ ich aus: »Eine endgültige Heilung kann derzeit nicht erreicht werden. Die mittlere Überlebenszeit liegt in der Größenordnung von Monaten, manche Erkrankte überleben länger, nur wenige jedoch mehrere Jahre.«

Meine Mutter brach in Tränen aus – die Sorte Tränen, die für einen Kummer reserviert sind, der vollkommen handlungsunfähig macht. Das machte mir Angst, und sie tat mir so leid. »Mom«, sagte ich, um sie ein wenig aufzubauen, »ich liebe dich, aber du musst dich jetzt beruhigen. Ich werde wieder gesund. Alles wird gut.«

»Was hat das alles zu bedeuten?«, fragte sie zwischen einzelnen Schluchzern. Ich sah Paula an, die neben mir saß, in der Hoffnung, sie hätte vielleicht eine Antwort parat, aber sie sagte nichts. Also beschloss ich, ihnen zu

zeigen, was mir fehlte, so wie es der Arzt getan hatte. Ich legte meine Fäuste aneinander. »Das ist so etwa die Größe eures Gehirns«, sagte ich. Dann öffnete ich die rechte Hand. »Diese Hand ist der gesunde Teil meines Gehirns, der von dem wachsenden Tumor gegen die Schädeldecke gedrückt wird.«

Jetzt meldete sich mein elfjähriger Neffe Emanuel zu Wort. »Wie hast du das gekriegt?«, fragte er. Gute Frage, dachte ich. »Ich weiß es, ehrlich gesagt, nicht«, antwortete ich. »Manche Leute kriegen so was einfach. Es ist sehr selten, und meistens erwischt es kleine Kinder oder sehr alte Leute. Tatsächlich ist es gut, wenn jemand wie ich diesen Tumor bekommt. Ich bin ansonsten gesund und kräftig und habe deshalb gute Chancen, damit fertig zu werden.« Das klang selbst in meinen eigenen Ohren überzeugend.

Mein Vater ist Künstler und sehr empfindsam. Er kann sich mit Farben wunderbar ausdrücken, aber es fällt ihm schwer, seine Gefühle in Worten auszudrücken. Seine Art, mit der Neuigkeit umzugehen, war Leugnung. »Okay«, sagte er schließlich in seiner typischen Kürze. »Du schaffst das. Du wirst wieder gesund.« Mission erfüllt. Dann wechselte er das Thema und erzählte von einem Freund, der an Epilepsie litt. Die hatte ich immerhin nicht. Und wir plauderten weiter, als wären wir immer noch die gleiche Familie wie vor dem Einbruch des Wortes Krebs.

Später, als die anderen kamen, Tanten und Onkel und Cousinen und Cousins und alte Freunde der Familie, versuchte ich mich zu benehmen wie der alte David. Sorglos, immer für einen Spaß zu haben. Soweit ich wusste, hatten sie alle noch nichts von meiner Krankheit erfahren, und das würde es mir leichter machen, für den Rest des Tages nicht mehr daran zu denken.

Aber ich irrte mich. Während Jacques und ich Drinks mixten und Wein einschenkten, kam mein Cousin Danny zu mir herüber. »Ich hab gehört, du bist krank«, sagte er. Ich hielt die Luft an, fiel dann aber sofort wieder in die Rolle, die ich für meine Eltern geprobt hatte. »Ach so, ja, sie wollen sich da was in meinem Kopf genauer ansehen«, sagte ich und versuchte, so locker wie möglich zu klingen. »Hast du Krebs?«, fragte er. Ich seufzte und versuchte immer noch, lässig zu klingen. »Bis jetzt haben wir noch nicht einmal eine Biopsie gemacht. Wir wissen eigentlich noch gar nichts.« Ja, ich versuchte ihn abzuwimmeln, aber Danny war hartnäckig. »Was für ein Krebs ist es?«, fragte er. Ich hatte die letzte Nacht damit zugebracht, die Papiere zu studieren, die mir der Arzt gegeben hatte, und jetzt sagte ich das Gelesene auf, in Begriffen, die Danny gar nicht verstehen konnte, ebenso wenig wie ich, als ich sie zum ersten Mal gehört hatte. »Ich habe ein multiformes Glioblastom«, sagte ich. »Dreiundvierzig Millimeter Durchmesser.« Danny starrte mich ratlos an, also versuchte ich es noch einmal. »Es ist ein Tumor in meinem rechten Stirnlappen, ungefähr so groß wie ein Golfball«, erklärte ich.

»Und wie fühlst du dich?«, fragte er.

Ich weiß nicht, was mich ritt, dass ich in diesem Moment losließ, aber alles, was ich die ganze Zeit unter Verschluss gehalten hatte, kam jetzt wie in einem Schwall heraus. Ich beschrieb ihm das schmerzhaftes Kribbeln auf der linken Körperseite und die Anfälle, die mich fertig machten. »Es passiert mindestens fünfmal am Tag«, sagte ich. »Und es fühlt sich jedes Mal an wie ein Elektroschock.« Dann schaute ich ihn wieder an, und diesmal sah ich die Tränen in seinen Augen. »Es tut mir so leid«, sagte er. »Das ist ja schrecklich. Es tut

mir so, so leid.« Er sagte es immer wieder. Ich antwortete ihm, es täte mir auch leid. Es tat mir einfach leid, dass ich angefangen hatte, darüber zu reden, und ihm damit sein Thanksgiving versaut hatte.

In diesem Augenblick machte ich mir innerlich eine Notiz: *Mach das nicht noch mal. Es ist gemein, anderen Leuten die Wahrheit über deinen Krebs zu erzählen. Die Leute brauchen etwas, was ihnen den Rückzug offenlässt. Sie können ja ohnehin nichts tun. Also sag ihnen: Mir geht es gut. Dann sind sie beruhigt.*

Als ich die Reaktion meines Cousins sah, begriff ich, dass die Leute sich zurückziehen und nicht mehr über ihre eigenen Probleme mit mir reden würden, wenn ich ihnen zu viel erzählte. Sie würden Angst haben, mich zu sehr zu belasten. Und das war das Letzte, was ich wollte. Ich wusste, der Krebs würde mich verändern, aber ich würde nicht zulassen, dass er mir die Eigenschaften raubte, die ich am meisten an mir schätzte, und das waren in erster Linie Optimismus und Empathie. Ich hatte immer andere Menschen ermutigt und ihnen geholfen. Und ich hatte mich nur selten selbst bemitleidet oder um Hilfe gebeten.

Und so rutschte ich in die Rolle, die ich in den nächsten sechs Jahren spielen würde.

Wie geht es dir?

Kann mich nicht beklagen, gut. Und dir?

Ich wuchs immer mehr in diese Rolle hinein, bis ich sie mir schließlich selbst glaubte.

An diesem Abend bestand ich darauf, von meinen Eltern nach Hause zu fahren. Es sollte sich herausstellen, dass es eine der letzten Gelegenheiten war, bei denen ich meinen geliebten Mustang fuhr, bevor wir uns etwas Vernünftigeres anschafften – ein Auto, das in meinen Augen aussah wie ein überdimensionierter

Toaster, mit dem sich Paula aber sicher fühlte. Dreizehn Jahre lang hatte ich sie überallhin gefahren: zum Supermarkt, zum Arzt, zum Schuhekaufen. Jetzt sprach sie davon, endlich den Führerschein zu machen. Welch eine Ironie. Sie begriff, dass man sich auf mich nicht mehr verlassen konnte. Wahrscheinlich würde ich tot sein, bevor sie lernte, rückwärts einzu-parken.

Gegen Mitternacht bog ich in unsere Einfahrt ein. Paula ging sofort ins Bett, aber ich konnte nicht schlafen und beschloss, aufzustehen und meine Unterrichtsstunden für den folgenden Montag vorzubereiten. Als ich mich an den Schreibtisch setzte, durchfuhr es mich wie ein Blitz. *Meine Schüler!, dachte ich. Ich werde mir für die Biopsie freinehmen müssen. Ich habe mir noch nie freigenommen, sie werden wissen wollen, was los ist. Um Himmels willen, was soll ich ihnen denn sagen? Was kann ich ihnen sagen?*

Jede freie Minute an diesem Wochenende brachte ich damit zu, meine Ansprache vorzubereiten, so lange, bis sie sich richtig anfühlte. Ich machte mir immer wieder Notizen, schrieb den Text neu und übte vor dem Spiegel, um sicherzugehen, dass mein Gesichtsausdruck zur Botschaft passte, die ich rüberbringen wollte. Am Sonntag gegen Mitternacht war ich fertig.